

(Nachdruck verboten.)

61]

Esther Waters.

Roman von George Moore.

Ihre zärtliche Art und Weise und ihre Liebesungen rührten William sehr, und er sagte:

„Alles, was mir gehört, gehört auch Dir, Esther; aber,“ sagte er und schob sie ein wenig von sich zurück, um sie besser ansehen zu können. „Nun werde ich Dich auch um was bitten.“

„Was denn?“

„Du sollst mir versprechen, daß Du mich nicht mehr wegen des Wettens plagen und beunruhigen willst. Ich weiß, Du bist in dem Glauben erzogen, es gottlos zu finden. Aber Du siehst doch ein, daß wir ohne das überhaupt nicht mehr existieren könnten, nicht wahr? Kommen die dreißig Pfund, die Du für Sarah haben willst, nicht auch vom Betteln her?“

„Ja, wahrscheinlich!“

„Nicht wahrscheinlich, sondern selbstverständlich.“

„Aber ich kann mich des Gefühls nicht mehr erwehren, Bill, daß die Zeit kommen wird, wo wir vielleicht kein Glück mehr haben werden.“

„Du meinst, die Polizei wird uns über den Hals kommen?“

„Gältest Du das nicht für möglich? Man hört doch jeden Tag, daß die Polizei diesen oder jenen Wettklub aufgehoben hat.“

„Ja, ja, sie passen auf wie die Bluthunde; ich bin jetzt nur leider nicht gesund genug, um so wie früher von einem Rennplatz zum andern zu jagen; aber ich hab' eine Idee, Esther. Ich habe in letzter Zeit viel, viel nachgedacht und — bitte, gib mir mal meine Pfeife; da liegt sie, gerade neben Dir, und sei mal ein gutes Mädel und halt mir das Licht.“

Esther hielt ihm das Licht, bis seine Pfeife brannte. Dann ließ er sich wieder in das Kissen zurückfallen und sagte:

„Wie gesagt, ich habe viel nachgedacht. Durch das Betteln hier haben wir das Geschäft ganz ordentlich in die Höhe gebracht. Wenn wir das nun 'ne Weile so fortsetzen könnten, so könnten wir vielleicht in ein, zwei Jahren die ganze Geschichte ohne Verlust verkaufen. Wie wäre es, wenn wir uns dann für das Geld irgendwo ein gut gehendes Wirtshaus kauften? Ich habe London eigentlich satt. Die Luft hier scheint auch nicht gut für mich zu sein. Ich glaube sicher, daß ich auf dem Lande, irgendwo an der Südküste, bald wieder kräftiger sein würde. Da so um Bournemouth herum; was meinst Du dazu?“

Bevor Esther noch antworten konnte, ward William von einem heftigen Hustenanfall unterbrochen, und sein großer, breiter Körper wurde davon so hin- und hergerüttelt und geschüttelt, daß es ganz erbärmlich war, es mit anzusehen.

Als er sich endlich davon erholt hatte, sagte Esther:

„Ich bin sicher, daß ein großer Teil Deines Hustens von Deiner Pfeife herrührt. Du hast sie ja beständig im Munde; mir ist selbst schon zu Mute, als ob ich ersticken sollte.“

„Ja; vielleicht rauche ich wirklich zu viel. Ich bin eben nicht mehr so kräftig wie früher; das fühle ich sehr wohl. Hier, leg' die Pfeife weg und puste das Licht aus, bitte. Wie geht's denn der Sarah?“

„Sehr schlecht. Sie war halb bewusstlos und hat mir eigentlich nicht viel erzählen können.“

„Hat sie Dir gesagt, wo sie das Silberzeug versteckt hat?“

„Nein, ich werde sie morgen früh danach fragen.“

Sie pustete das Licht aus, nestelte sich in Williams Arme zurecht und so schlief sie ein, glücklich in ihrer gegenseitigen Liebe; und es schien fast, als habe sich durch das gemeinsame Mitleid für ihre Freundin noch ein neues, festeres Band zwischen ihnen gebildet.

XL.

„Sarah, Du mußt aber doch wenigstens einen Versuch machen, aufzustehen und Dich anzukleiden.“

„O, mir ist so schlecht, so schlecht! Ich wünschte, ich wäre tot.“

„Du mußt Dich aber nicht so gehen lassens; komm, ich werde Dir helfen, die Strümpfe anziehen.“

Sarah sah Esther an.

„Du bist sehr, sehr gut zu mir; aber laß mir — ich kann es schon allein machen.“

Aber als sie die Strümpfe angezogen hatte, schienen ihre Kräfte zu Ende zu sein, und sie fiel wieder in ihre Kissen zurück.

Esther wartete einen Augenblick.

„Hier sind Deine Röde,“ sagte sie, „schlüpfe schnell hinein. Ich werde Dir einen Schlafrock und ein Paar Pantoffeln leihen.“

Als sie endlich herunterkam, saß William schon im Hintertüschchen beim Frühstück.

„Na, Ihnen ist wohl noch verteuert schlecht?“ fragte er Sarah. „Was wollen Sie essen? Da ist schöner, gebratener Fisch. Nein? Haben Sie keine Lust dazu?“

„O, nein, nein; ich kann nichts essen.“

Sarah warf sich auf das Sofa.

„Eine Tasse Thee wird Dir gut thun, Du mußt 'ne Tasse Thee trinken und ein Stückchen Toast dazu knabbern. Schenk ihr doch 'ne Tasse Thee ein, William.“

Als Sarah den Thee getrunken hatte, fühlte sie sich in der That ein wenig besser.

„So,“ sagte William, „nun erzählen Sie uns mal die ganze Geschichte. Esther hat Ihnen doch schon gesagt, daß wir Ihnen helfen wollen; nicht wahr?“

„Ach! Sie können mir ja nicht helfen; mit mir ist's zu Ende,“ erwiderte sie jammervoll.

„Na, das wollen wir erst mal sehen,“ meinte William, „so viel ich weiß, haben Sie dem Lumpenkerl, dem Evans, das Silberzeug zu versetzen gegeben, nicht wahr?“

„Ja, ja; aber er meinte ja, das Pferd würde sicherlich gewinnen. Er stand damals dreißig gegen eins, und Bill sagte, wenn wir gewannen, so wollten wir heiraten und uns ein Wirtshaus auf dem Lande kaufen. Er wollte sich dann ruhig niederlassen und arbeiten, und wollte nicht mehr — na, ich will nichts mehr gegen ihn sagen — aber er sagte, dies sei sein letzter Versuch, ein anständiger Mensch zu werden, und gleich nachher wollten wir uns trauen lassen.“

„Ach ja; das hat er Ihnen alles gesagt. Er wollte Ihnen ein Haus einrichten und Sie heiraten und so weiter. Wäre ihm ja nicht eingefallen. Ein Lump! Einen schlechteren Kerl wie den giebt's auf der ganzen Welt nicht mehr. Und Sie haben ihm alles das geglaubt?“

„Ach! Es handelte sich nicht so sehr um das, was ich ihm glaubte, als darum, daß ich gar nicht anders konnte. Er hat eine solche Macht über mich — ich habe ihm gegenüber gar keinen Willen. Ich weiß nicht, woher das kommt, wahrscheinlich haben Männer stärkere Naturen als Frauen. Ich mußte auch kaum mehr, was ich that; es war gerade, als ob ich im Schlafe ging und alles that. Er sah mich an und sagte: „Thu' es mir“, und da that ich's; und nun werde ich wohl dafür ins Gefängnis gehen müssen. Was ich da sage, das ist die reine Wahrheit; aber es wird's mir ja keiner glauben. Was glauben Sie denn, wieviel Jahre werde ich wohl kriegen?“

„Na, so weit sind wir noch nicht. Wir wollen mal erst versuchen, Sie zu retten. Wie ich höre, haben Sie dreißig Pfund auf das Silber bekommen. Esther hat Ihnen doch wohl gesagt, daß ich bereit bin, Ihnen das Geld zu leihen, um es auszulösen?“

„Wirklich? Das wollen Sie thun? O, Ihr seid wirklich gute Freunde! Aber ich werde ja nie in meinem Leben Ihnen so viel Geld zurückzahlen können.“

„Na, darüber wollen wir vorerst gar nicht reden. Ich will nur das feste Versprechen von Ihnen haben, daß Sie den Kerl niemals wiedersehen werden.“

Sarahs Gesichtsausdruck veränderte sich, und William sagte:

„Was! Sie haben den Kerl doch nicht am Ende auch jetzt noch gern?“

„O nein, nein, gewiß nicht; aber ich weiß doch schon, wie es ist. Wenn ich ihm wieder begegne, so kann er mit mir machen, was er will. Es ist schrecklich, wenn eine Frau einen Mann so liebt, wie ich den liebe. Ich weiß, daß er sich nichts aus mir macht — ich weiß, daß er ganz so schlecht ist, wie Sie sagen, und doch kann ich nichts gegen meine Gefühle thun. Es ist doch besser, daß ich Ihnen ehrlich die Wahrheit sage; nicht wahr?“

William sah ein wenig verblüfft aus. Nach einem längeren Schweigen sagte er endlich:

„Ja, wenn die Dinge so liegen, so sehe ich eigentlich nicht ein, was wir für Sie thun können.“

„Hab' noch ein bißchen Geduld, William; Sarah weiß jetzt gar nicht, was sie sagt. Sie wird uns sicher versprechen, ihn nie wieder zu sehen.“

„Ihr seid zu gut zu mir, und ich weiß, daß ich ganz wahnsinnig bin. Aber ich habe Euch doch schon vorher einmal versprochen, ihn nie wieder zu sehen, und konnte mein Wort nicht halten.“

„Du mußt eben bei uns bleiben und Dir eine Stelle auf's Land hinaus suchen,“ sagte Esther. „Da wirst Du ihm dann nicht mehr begegnen.“

„Ja, das könnte ich wohl thun.“

„Ich muß sagen,“ meinte William, „daß ich mein Geld nicht gern fortgeben möchte, wenn es keinem Menschen was nützen soll.“

Als Esther ihn daraufhin ansah, fügte er hinzu:

„Natürlich werd' ich's thun, wenn Esther es will. Ich bin es überhaupt gar nicht, der Ihnen das Geld giebt; es ist Esther.“

„Nein, nein; wir alle beide sind es,“ sagte Esther. „Wirst Du thun, was ich Dir sagte, Sarah?“

„O ja, ja; ich werde alles thun, was Du mir sagst, Esther,“ und sie warf sich schluchzend ihrer Freundin in die Arme.

„Nun wollen wir aber endlich mal hören, wo das Silberzeug eigentlich versteckt ist,“ sagte William.

„Sehr, sehr weit von hier. Will sagte, er wüßte dort eine gute Pfandleihe, und dort sei es am sichersten. Es war, glaube ich, Mile-End Road.“

„Würden Sie den Laden wiedererkennen?“ fragte William.

„Aber sie hat ja doch den Schein,“ sagte Esther.

„Nein, den habe ich nicht; den hat Will.“

„Na, dann ist die Sache eben verspielt,“ sagte William.

„So sei doch bloß still,“ sagte Esther ärgerlich. „Wenn Du einen Rückzug antreten und das Geld nicht leihen willst, braucht Dir's nur zu sagen.“

„Du thust mir unrecht, Esther, wahrhaftig; aber im Gegentheil; wenn Du noch einmal dreißig Pfund haben willst, um ihn dafür zu bezahlen, daß er den Schein herausgiebt, so will ich Dir auch die noch geben.“

Esther warf ihrem Mann einen raschen, dankbaren Blick zu.

„Sei mir nicht böse,“ sagte sie, „ich bin immer gleich so hitzig. Aber Du weißt doch wenigstens, wo er wohnt!“ sagte sie zu Sarah, die bleich und zitternd wie ein Hausen Elend dasaß auf dem Sofa.

„Ja, ich weiß, wo er wohnt. Dreizehn, Milward Square, Mile-End Road.“

„Na, dann haben wir keine Zeit zu verlieren; wir müssen sofort dorthin zu ihm. Nein, William, Du nicht; Du würdest nur böse auf ihn werden; Ihr würdet Euch zanken, und daraus könnte nichts Gutes entstehen.“

„Gutes! Ich würde ihm bald zeigen, wer der Stärkere von uns beiden ist.“

„Ich will nichts davon hören. Sarah, er darf nicht mit Dir gehen!“

„Komm, Esther, sei nicht albern; laß mich gehen.“

Schon hielt er seinen Hut in der Hand, aber Esther trat zwischen ihn und die Thür.

„Das erlaube ich nicht,“ sagte sie, „ich lasse Dich nicht dort hingehen, damit Du Dich noch gar mit ihm prügelst; Du mit Deinem Husten!“

William hatte soeben einen neuen Hustenanfall bekommen. Er wurde ganz bleich, lehnte sich matt an den Tisch und sagte:

„Gieb mir etwas zu trinken, Esther, ein wenig Milch.“

Esther schenkte ihm eine Tasse voll ein, und er trank sie langsam aus.

„Ich gehe jetzt hinauf, meine Sachen holen,“ sagte sie, „Du hast hier zu bleiben und nach Deinen Betten drin zu sehen.“

William lächelte. An der Thür wandte sich Esther noch einmal um und sagte:

„Hörst Du, Sarah? Er darf nicht mit Dir gehen.“

„Hast Du schon wieder vergessen, wie Du gestern abend gegen das Betteln gepredigt hast?“ fragte William lächelnd.

„Was ich gestern abend gesagt habe, hat gar nichts damit zu thun; jetzt sage ich, daß Du nicht aus dem Hause heraus

zu gehen hast. Komm hinauf, Sarah; zieh Dich an, und dann wollen wir gehen.“

Er nickte ihr freundlich zu und begab sich ins Lokal.

Stadt und Journeyman warteten schon auf ihn. Sie hatten große Summen auf den alten Ben verloren und wußten nicht, was sie nun anfangen sollten. Und die ganze Umgegend befand sich in derselben Verfassung. Das Lokal war voll von düsteren, mürrischen Gesichtern.

Und während Williams Blicke über diese traurigen Erscheinungen wegglitten, diese Comicks, Barbieri, Kellner, Diener und so weiter, drängte sich ihm unwillkürlich der Gedanke auf, wie viele von diesen Leuten wohl Gelder auf Ben Johnson gesetzt haben mochten, die ihnen nicht gehörten. Das unerwartete Unglück hatte ihre sämtlichen Pläne über den Kaufen geworfen, und selbst die Vorsichtigen, die einen kleinen Reservefonds besaßen, konnten nicht mehr anders als auf Outfiders setzen, um hierdurch zu versuchen, ihre Verluste ein wenig weit zu machen. Um zwei Uhr war das Lokal leer, und William wartete auf Esther und Sarah, die noch immer nicht zurück waren. Es schien ihm, daß sie sehr lange fort blieben. Aber es ist eine tüchtige Entfernung von Mile-End nach Soho, und er mußte noch lange warten. Als sie endlich zwischen vier und fünf zurückkehrten, sah er ihnen sofort an, daß ihr Ausgang von keinem Erfolg begleitet worden war. Er hob das Brett im Ladentisch empor, um sie durchzulassen, und sie gingen alle drei in das Hinterstübchen hinein.

„Er ist gestern von Milward Square fortgezogen,“ erklärte Esther.

„Wir haben ihn noch in drei andern Häusern gesucht, deren Adressen man uns gab, aber ohne ihn zu finden. Wir sind auch in sämtlichen Lokalen gewesen, die Sarah mit ihm zu besuchen pflegte, aber nirgend wußte man etwas von ihm.“

Sarah brach in Thränen aus.

„Für mich giebt's keine Hoffnung mehr. Mit mir ist's zu Ende. Die Polizei wird kommen und mich fortjagen. Wieviel glauben Sie wohl, daß man mir geben wird? Doch nicht zehn Jahre?“

„Ich finde,“ sagte Esther, „das beste, was Du jetzt thun kannst, ist, zu Deiner Herrschaft zurückzugehen, ihr die ganze Geschichte der Wahrheit gemäß zu erzählen und sie um Verzeihung zu bitten.“

„Du meinst, sie soll hingehen und ihnen erzählen, daß sie das Silberzeug versteckt hat, um Geld zum Wetten zu kriegen?“

„Ja, das meine ich.“

„Dadurch wird die Polizei immer niederträchtiger und wachsammer auf die Wetthäuser.“

„Ja, das ist nun mal nicht zu vermeiden.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Das Lotterielos.

Von Camille Méchant. Autorisierte Uebersetzung.

Klein, mager, häßlich und voll Runzeln wie ein vertrockneter Borsdorfer Apfel war Vater Landry der Typus des alten, geizigen Bauern, welcher, wie der Volksmund behauptet, Mittel und Wege findet, selbst des Teufels Großmutter übers Ohr zu hauen.

Seit dem Tode seiner Frau hatte er die Landwirtschaft an den Nagel gehängt und lebte als Rentier allein in einem kleinen Hause am äußersten Ende des Dorfes.

Wenn ich sage „allein“, so ist das nicht ganz wörtlich zu nehmen: er hatte nämlich seine alte Magd bei sich, die Brigitte; aber die zählte ja so wenig mit! Ein klein wenig mehr als der Hund, bedeutend weniger als der Esel, der 40 Thaler gelostet hatte!

Im Alter von zwölf Jahren von Landry in Dienste genommen, um die Mühle zu hüten, hatte sie sich seit dieser Zeit nicht mehr verändert. Nach und nach war sie das Regiment im Hause derart gewohnt worden, daß ihr die äußerst niedrigen Gepllogenheiten Vater Landrys als das natürlichste Ding von der Welt erschienen.

Im übrigen war sie geistig etwas beschränkt, frei und ergeben wie ein Hund und voll aufrichtiger Bewunderung für ihren Herrn, der sich kein Gewissen daraus machte, dieses willige Arbeitstier schamlos auszunutzen.

Ich brauche nicht besonders zu betonen, daß Brigitte im Dienste des Geizhalses keine Schätze gesammelt hatte. O nein! Das gute Weib fühlte sich für seine Mühe hinreichend belohnt, wenn der alte Bauer bisweilen in freundschaftlich-polterndem Ton sagte:

„Du bist doch thatächlich ein großes Schaf, Brigitte, meine Tochter, verstanden?“

Dann verzog sich der Mund des guten Geschöpfes zu einem breiten Lächeln.

„Hüßli . . . Der Herr . . . haben doch immer ein Bißchen, um einen zum Lachen zu bringen.“

Eines Tages, als Vater Landry, um die Kosten für den Handwerker zu sparen, höchst eigenhändig die an den Dorfsteich stoßende Mauer seines Grundstücks ausbesserte, fiel er infolge einer falschen Bewegung ins Wasser — gerade in eine Untiefe hinein.

Ein paar Augenblicke paddelte er im Wasser herum und rief Mächtig um Hilfe; aber niemand hörte sein Geschrei. Schließlich am Ende seiner Kräfte angelangt, wollte er gerade zum unwiderrufflich letztenmal unter dem Wasserspiegel verschwinden, als Brigitte ihn bemerkte.

Ohne einen Augenblick zu zögern, stürzte sich das brave Mädchen auf die Gefahr hin, selbst zu ertrinken, in den Teich, und es gelang ihm, den Herrn und sich selbst aufs Trockene zu bringen. Der Alte war ohnmächtig geworden. Sie nahm ihn wie ein Paket unter den Arm, trug ihn aufs Bett, knetete, frothierte ihn und brachte ihn schließlich wieder ins Leben zurück. Als er die Augen öffnete, weinte die gute Brigitte Freudenthränen.

„Ach, Herr! . . . Ich bin ja so glücklich, daß der Herr nicht ertrunken ist!“

Auch der Alte war glücklich. Er empfand wohl ein leises Bedauern, daß er seine Stelle verloren hatte, die gleichzeitig mit ihm ins Wasser gefallen war, aber er besaß doch soviel Hartgefühl, nicht davon zu sprechen. Im Gegenteil! In der ersten Aufwallung seiner Dankbarkeit erklärte er der Magd in gerührtem Ton:

„Du hast mich aus dem Wasser gezogen? Das werde ich Dir nie vergessen, Brigitte, meine Tochter, verstanden? Ich werde Dir etwas schenken.“

„Oh! Herr . . . Das ist ja gar nicht nötig! Wozu denn?“

„Ich werde Dir etwas schenken, jawohl!“

Zufällig rief er noch am nämlichen Abend, nachdem er die Sache reiflich erwogen hatte, Brigitte in die Stube, zog seinen großen Lederbeutel aus der Tasche und entnahm ihm mit der Miene eines Menschen, dem ein Zahn gezogen werden soll, ein — Zwanzig-sousstück.

„Hier, Brigitte! Hier hast Du das versprochene Geschenk! Und Lohn kriegst Du obendrein auch noch, verstanden? Lohn obendrein auch noch!“ sagte er in eindringlichem Ton. „Vergeude das Geld nicht!“

Im Verhältnis zu der von Brigitte vollbrachten Heldenthat hätte niemand diese Belohnung besonders fürzlich nennen können. Das mochte Vater Landry auch wohl empfinden, denn er beilte sich, um seinem Geschenk mehr Wert zu verleihen, hinzuzufügen:

„Zwanzig Sous — das ist gerade soviel, wie ein Lotterielos kostet. Kauf Dir eins und Du wirst 100 000 Frank gewinnen.“

Es geschah zum erstenmal in seinem langen Leben, daß Vater Landry sich zu einer solchen Freigebigkeit verleiten ließ. Die Erinnerung daran verfolgte ihn lange. Er interessierte sich für das Schicksal seines Zwanzig-sousstück über alle Maßen und fragte die Magd öfters, ob sie das Lotterielos schon gekauft hätte.

„Noch nicht, Herr!“ antwortete sie jedes Mal.

Um diesen ewigen Fragen, die sich mit einer fahrplanmäßigen Regelmäßigkeit wiederholten, ein Ende zu machen, entschloß sie sich eines Tages, dem Drängen des Alten zu willfahren.

„Ja, Herr, ich habe mir eins gekauft.“

„Wirklich? Welche Nummer?“

„Nummer . . . Nummer 34 . . .“

„Das ist gut! Das freut mich! . . . erwiderte der Alte, der sich diese Zahl genau einprägte. „Du wirst es doch nicht etwa verlieren?“

„Der Herr brauchen keine Furcht zu haben!“

„Nämlich, wenn Du glaubst, Du könntest es mal verlieren . . .“

„Num . . .?“

„Num, so brauchst Du's nur mir zu geben. Ich werde es in meinem Schrank verwahren.“

„Ich werde es schon nicht verlieren! Der Herr können ganz unbesorgt sein!“

Die durch das Intermezzo im Dorfsteich für einige Zeit gestörten Lebensgenossenschaften Landry's und seiner Magd traten wieder in ihre Rechte: Wenig Essen, wenig Schlaf, viel Arbeit! . . . Landry selbst hatte sich über seine Verschwendung beinahe getröstet, als er eines Morgens beim Dorfbarbier, den er von Zeit zu Zeit aufzusuchen pflegte, um gratis die Zeitung zu lesen, eine furchtbare Ueberraschung erlebte.

Die Zeitung veröffentlichte das Resultat der Lotterieziehung. Am Kopf der Gewinnliste standen fettgedruckt folgende Worte, welche wie Feuergeraden vor den geblendeten Augen des Alten zu tanzen schienen: „Der Hauptgewinn im Betrage von 100 000 Frank fiel auf Nr. 34.“

Vater Landry stieß einen solchen Schrei des Entsetzens aus, daß der Barbier, der gerade den Schulmeister rasierte, vor Schreck seinem Kunden ein Stück Ohrschläpchen abschnitt.

„Was haben Sie denn, Vater Landry?“

„Nichts, gar nichts,“ erwiderte der Alte, der seine Kaliblitigkeit bereits wiedergefunden hatte.

Und seine Brille zurechtstreichend, las er langsam noch einmal, indem er Silbe für Silbe buchstabierte.

Dieses Mal war er sicher, daß er richtig gelesen hatte. Die Nummer 34, das von Brigitte gekaufte Los! . . . Er legte die Zeitung fort und entfernte sich ganz fassungstos mit großen Schritten in der Richtung nach seinem Hause . . .

Brigitte hatte das frugale Frühstück für ihren Herrn bereitet: Rüsse und Käse. Der Alte setzte sich an den Tisch, aber er konnte

nichts essen. Die Gemütsbewegung schnürte ihm die Kehle zusammen.

„Gott! Was fehlt denn dem Herrn?“ erkundigte sich Brigitte unruhig.

„Gar nichts.“

„Sind der Herr krank?“

„Ich sage Dir doch, mir fehlt nichts!“ brauste er auf.

Einige Tage beobachtete er Brigitte verstohlen. Wußte sie schon, daß sie 100 000 Frank gewonnen hatte? Nein, sie wußte es nicht. Ohne zu ahnen, wie scharf sie beobachtet wurde, erledigte die Magd ihre täglichen Beschäftigungen mit ihrer gewöhnlichen Ruhe und Geiterkeit. Vater Landry stand Höllenqualen aus.

Eines Tages wagte er zitternd zu fragen:

„Na, giebt's nichts Neues, Brigitte, meine Tochter?“

„Gar nichts, Herr! außer daß eine Henne den Pips hat.“

Also sie wußte nichts! Sollte er ihr die Glückseligkeit mitteilen? Nein, das ging über seine Kräfte, wahrhaftig! Der Gedanke war ihm unerträglich, daß ein anderer diesen märchenhaften, unvorhofften Gewinn einstreichen sollte, diese 100 000 Frank, die mit seinem Zwanzig-sousstück, mit seinem Geld, seinem schönen Geld gewonnen waren!

Und die Zeit verstrich! Und dazu stand in der Gewinnliste — er hatte sich ein Exemplar gekauft — ausdrücklich, daß die innerhalb drei Monaten nach Schluß der Ziehung nicht abgehobenen Gewinne der Lotteriedirektion zufielen!

Vater Landry ah nicht mehr, trank nicht mehr, schlief nicht mehr. Er magerzte zusehends ab. Hundertmal hatte er schon angesetzt, die Rede auf das Lotterielos Brigitte's zu bringen, hundertmal verstummte er wieder. Ein unvorsichtiges Wort — und die Magd hätte alles erfahren!

Eines Morgens nach einer — wie immer in den letzten Tagen schlaflos verbrachten Nacht erhob sich Vater Landry mit einem beschlagenen Lächeln auf den dünnen, blutleeren Rippen. Er hatte gefunden!

Zunächst erteilte er Brigitte den Befehl, ein Guhn, das fetteste Guhn zu schlachten und ein gutes Stück Speck in die Pfanne zu thun. Dann ging er selbst in den Keller, eine Flasche guten, alten Wein holen. Schließlich gab er der Magd Geld, um Kaffee, Zucker und Brantwein zu kaufen. Brigitte fragte sich im Stillen, ob ihr Herr verrückt geworden sei.

Aber wie sperrte sie erst Mund und Augen auf, als der Alte ihr befohl, zwei Gedecke aufzulegen und ihm gegenüber am Tisch Platz zu nehmen.

„Oh! Herr . . . niemals . . . niemals würde ich wagen . . .“

„Seh' Dich, wenn ich Dir sage . . . Dummkopf!“

Brigitte hatte einmal gehört, man dürfe Verrückten nicht widersprechen. Sie gehorchte also ohne Widerrede und setzte sich, sehr verlegen, auf den äußersten Rand ihres Stuhles.

„Ich doch, trin! doch, Brigitte, meine Tochter!“ nötigte Landry, indem er ungeheure Stücke Fleisch auf ihren Teller häufte und ihr Glas wieder und wieder füllte.

Aber Brigitte sollte noch viel mehr erstaunen. Als der Kaffee serviert war, erklärte ihr der Alte ohne weitere Einleitung:

„Die Sache ist nämlich die, Brigitte, meine Tochter . . . hör' genau zu! . . . Ich will mich verheiraten!“

„Warum nicht, Herr?“ pflichtete sie bei. „Der Herr sind noch immer sehr rüstig.“

„Na, wenn das Deine Ansicht ist, dann können wir uns ja heiraten . . . wir beide . . .“

Nach dem Brathuhn, dem Wein und dem Kaffee hatte sich Brigitte seitens ihres Herrn auf alle möglichen Ergänzigkeiten gefaßt gemacht — aber auf diese doch nicht!

„Der . . . der Herr scherzen . . .“

„Durchaus nicht!“ entgegnete der alte Bauer. „Sieh mal, die Sache ist viel! Ich fange an, alt zu werden, habe keine Kinder, keine Familie. Ich will aber nicht einsam sterben wie ein Hund . . . Und dann muß man sich auch erkenntlich zeigen, zum Teufel! Ich habe nicht vergessen, daß Brigitte, meine gute Brigitte mir das Leben gerettet hat . . . na und deshalb . . .“

Kurz, Landry wußte so gewichtige Gründe ins Feld zu führen, daß er das brave, von diesem Glücksfall ganz geblendete Mädchen schließlich von dem Ernst seiner Absichten überzeugte. —

Das Aufgebot wurde bestellt, die Hochzeit fand statt. Nach der Trauung nahm das junge Paar in der Kirche die Glückwünsche des ganzen Dorfes entgegen.

Der frischgebadene Ehemann beilte sich, seine Frau fortzuführen, und kaum zu Hause angelangt, fragte er, sich vergnügt die Hände reibend:

„Brigitte, meine Tochter, wo hast Du sie hingelegt, Deine Nummer?“

„Welche Nummer?“

„Deine Lotterienummer.“

„Welche Lotterie?“

„Na, Du weißt doch . . . die zwanzig Sous, welche ich Dir geschenkt habe . . . damals . . .? sagte Landry ungeduldig.

Die junge Frau brach in ein gezwungenes Lachen aus.

„Ach! die zwanzig Sous!“ sagte sie. „Der Herr müssen nämlich wissen . . . Man gewinnt nicht oft in solchen Lotterien . . . und dazu war es letzten Winter so bitter kalt! . . .“

„Nun und . . . ?“ fragte Landry erlebend.
 „Nun und . . . sehr einfach!“ vollendete sie. „Ich habe gar kein Lotterielos genommen. Für die zwanzig Sous habe ich mir ein Paar gute, wollene Strümpfe gekauft . . . ja wohl!“ . . .

Kleines feuilleton.

k. Die „Schwäche“ des Elefanten. Ueber die Zugkraft von Menschen und Tieren wurden kürzlich in Varnum u. Barleys Circus in New York interessante Untersuchungen angestellt, die zum Teil ganz neue, überraschende Resultate ergaben. Es wurde u. a. dabei festgestellt, daß der Elefant im Verhältnis zu seiner Schwere eine weit geringere Last bewältigt, als andre weniger gewichtige Tiere.

Ein schwerer Dynamometer, dessen Maximalleistung 100 Tonnen betrug, wurde zu diesen Versuchen verwendet. Es ist eine hydraulische Maschine, deren Kolben eine Oberfläche von 25 Quadrat Zoll hat. Der Zylinder ist mit Glycerin gefüllt und mit einem Drümmesser versehen. Das eine Ende des Dynamometers wurde mit schweren, in den Boden getriebenen Pfählen befestigt, und am andern Ende zwischen dem Schlepptau und dem Dynamometer wurden ein paar starke Federn mit einer Maximalkompressibilität von ca. 2 Fuß angebracht. Die Federn sollten den Zugtieren eine allmähliche Anwendung ihrer Kraft ermöglichen. Die Anwendung der Federn hat aber auch noch einen andern Grund, der für die Tierpsychologie interessant ist. Wenn nämlich das Tier direkt am Dynamometer zieht, wird es, sobald ihm der Hals- oder Brustriemen angelegt ist, zurückgerissen und nimmt wahr, daß die Last unbeweglich ist. Hierdurch wird es entmutigt, und seine Kräfte erschöpfen nach dem ersten Versuch. Durch die Federn aber fühlt es ein gewisses Nachgeben der Last und ist so imstande, eine kleine Bewegung vorwärts zu machen. Auch durch die Benutzung eines langen Laues an Stelle eines kurzen wurde der Erfolg vergrößert. Das beste Resultat erzielten zwei Pferde von einem Gewicht von 1600 englischen Pfund, die zusammen 3750 Pfund zogen. Auf jedes Pferd kamen also 1875 Pfund, d. h. mehr, als sein eignes Körpergewicht betrug. Interessant war es, daß sechs zusammengedoppelte Pferde verhältnismäßig weniger leisteten, als die einzelnen. Dies erklärt sich wohl daraus, daß es Schwierigkeiten machte, alle sechs Pferde zu gleicher Zeit zum Ziehen zu bringen. Die einzigen „Zugtiere“, die es noch mit den Pferden aufnehmen, waren — die Menschen. 50 Menschen mit einem Gewicht von je ca. 150 Pfund zogen zusammen eine Last von 175 Pfund, die also kein Körpergewicht um 25 Pfund überschritt. Im Verhältnis zu ihrem eignen Gewicht leisteten die Menschen fast ebenso viel wie die Pferde. Bei Verdoppelung ihrer Zahl aber wurde eine ähnliche Beobachtung gemacht, wie bei einer größeren Zahl von Pferden. 100 Menschen nämlich zogen zusammen nur 12000 Pfund, d. h. jeder etwa 120 Pfund, also weniger als sein Körpergewicht. Sie waren augenscheinlich zu dicht aneinandergedrängt, um noch die nötige Bewegungsfreiheit zu haben. Der Elefant enttäuschte, wie gesagt, alle Erwartungen. „Babe“, ein geübter Veteran, der im Circus schon im Ziehen und Stoßen von Karren und Wiegen Erhebliches geleistet hatte, brachte es bis auf 8750 Pfund. Als Kraftergebnis eines einzelnen Tieres scheint dies zwar eine tüchtige Leistung, aber im Verhältnis zu seinem kolossalen Gewicht von 12000 Pfund stellt sich dies anders. Da die bewältigte Last nur etwa $\frac{1}{4}$ von seinem Körpergewicht beträgt, ist seine Kraft niedriger einzuschätzen, als die aller andern Tiere. Auch die Kamelweissen verhältnismäßig noch besser als die Elefanten. Jedes Kamel von ca. 1800 Pfund Körpergewicht zog 1375 Pfund. Bei den Elefanten wurden außer im Heben von Lasten auch noch Versuche mit Stoßen oder Schieben angestellt. Zwei Elefanten, „Babe“ und „Albert“, mit einem Gewicht von 12000 Pfund und 10000 Pfund, erreichten in der Kraft des Stoßens zusammen nur ein Höchstgewicht von 6500 Pfund. „Babe“ allein brachte es im Schieben eines Wagens auf 4500 Pfund. Die Stärke des Stoßes wurde durch einen Strid, der den Wagen mit dem Dynamometer verband, festgestellt. Ein Vergleich mit der vorhin festgestellten Zugkraft des Elefanten zeigt, daß diese doch erheblich größer ist, als die Kraft, einen Wagen durch Schieben vorwärts zu bewegen. Das Ergebnis war überraschend, weil es die allgemeine Meinung widerlegte, daß Elefanten viel besser zum Schieben als zum Ziehen von Wagen zu verwenden wären. —

Theater.

Kleines Theater. „Fräulein Julie“. Ein Akt von August Strindberg. — Die Aufführung von „Fräulein Julie“ reichte sich den früheren Strindberg-Aufführungen des kleinen Theaters ebenbürtig an, oder überragte sie noch in der suggestiven Macht schauspielerischer Nachschöpfung. Unheimlich deutlich und doch wieder zerfließend, spulhaft-wandelbar, wie die jagenden Bilder eines Traumes, ziehen des Dichters Gestalten, sich inbrünstig umschlingend, sich abstoßend und in wütendem Hass zerfleischend, auf der Bühne vorüber. Noch minutenlang, wenn der Vorhang gefallen, atmet man wie unter dem Druck einer beklemmenden Vision. So war es bei der Vorstellung von „Rausch“, und in noch höherem Grade jetzt bei der von „Fräulein Julie“. Krankhaft in ihrem Gegenstande, in den Konflikten und Stimmungen, die sie zeichnen, sind beide Dramen; aber während im „Rausch“, dem späteren Werke,

Strindberg selbst bereits als kranker Mann erscheint, dem unter dem Einfluß wunderlicher Bahideen nach einigen groß und packend hingestellten Szenen die Linien des Entourées sich verwirren, zeigt das ältere Schauspiel noch eine ungebrochene Kraft des Intellekts. Den Zaum der Leidenschaften regiert ein kühler, klarer Kopf und ordnet ihn in eine Szenenfolge streng geschlossener Einheit ein.

Der „Kampf der Geschlechter“ und zwar dieser Kampf in den widerwärtigsten, brutalsten Formen, die er annehmen kann, ist das immer wiederholte Thema Strindbergs. Mit derselben blinden Einseitigkeit, mit der gutmütig-enthusiastische Schriftsteller ideologisch das weibliche Geschlecht verhimmelt haben, verschmäht und lästert er's. Die Frau ist in seinen Dramen das tödliche, verschlagene, hornierte, bis in jede Faser des Gefühls entartete Geschöpf, das, nach dem Mann begehrend, ihn zugleich feindselig zu verderben trachtet; und für gewöhnlich — so im „Vater“, im „Rausch“, im „Vand“ — stellt er sie als überlegene Feindin dar, gegen deren zähe Rist dem edleren „Manne“ keine scharf geschliffene Waffe zu Gebote steht. „Fräulein Julie“ macht hierin ein Ausnahme. Nicht daß die Komtesse weniger Stannille wäre, aber ihrer Eide fehlt die zielbewusste Energie, eine jeder Laune hingeebene hysterische, trifft sie auf einen Partner, der an Verworfenheit ihr gleicht, aber, noch unverbraucht, mit der Perfidie eine gewisse Umsicht und Kraft des Willens verbindet. Das wurzellose, lustern-perverse Grafenkind ruht nicht, bis es bei dem hübschen, polierten Lafaien was es begehrt, durchgefegt, aber sie geht durch ihn, durch den verachteten Liebeser auch zu Grunde.

Vom Dorfstange in der Johannesnacht läuft Julie dem schmuden Burschen, der in Sorge um seine Stellung ihr schamlos dreites Werben lange abwehrt, in die Küche nach. Die Leute, prahlt sie, mögen sagen was sie wollen! Da naht ein ausgelassener Zug, ein Spottlied auf der Gräfin Liebchaft singend, und Juliens Hochmut schlägt sofort in zitterndes Entsetzen um. Jean zieht sie mit sich fort in seine Kammer. Mischend nach dem flüchtigen Rausche bricht die Feindschaft aus. Julie will die verliebten Tändeleien weiter spinnen, aber rauh fällt ihr der Mann ins Wort. Verheimlichen läßt sich nichts mehr, nur in der Flucht ist Rettung. Sie soll Geld entwenden aus ihres Vaters Sekretär, dann wird Jean weit weg von der Heimat ein großes Hotel, wie sein Ehrgeiz es immer träumte, aufmachen und sie dort Herrin sein an seiner Seite. Julie bäumt sich auf, sie schilt ihn Dieb, er nennt sie Dirne. Unter dem Zwange seines Willens, der sporadisch mit magischer Macht auf sie wirkt, thut sie, wie er befehlt und rüftet sich zur Flucht. Aber nur leidenschaftlicher, wilder flammt dann der Streit empor. Sie will sich rächen an Jean, ihr Vater soll ihn strafen; dann wieder in jäh umschlagender Stimmung berauscht sie sich an dem Hotelprojekt. Höhnisch zurückgewiesen von der Braut des Dieners, sinkt sie in stumpfes Wüten; bewußtlos greift ihre Hand nach dem Messer, das sie auf dem Tische liegen sieht. Da tönt von oben her ein Läuten. Der alte Graf ist zurückgelehrt, und Jean, der sich schon selbst als künftigen Herrn gefühlt, klappt nun in jammervoller Angst zusammen. Das Messer in Juliens Hand giebt ihm den teuflischen Gedanken ein: er rammt sie hypnotisch mit seinem Blick, umkreist sie, redet auf sie ein, zwingt der Willen- und Bewußtlosen den Gedanken des Selbstmordes auf. Sie wankt hinaus, das Grausige zu vollbringen. In sich gekrümmt, wie ein scheuer Hund, der Schläge fürchtet, starrt Jean ihr nach und stürzt, als ihn ein neues Klingeln ruft, an's Sprachrohr, unterthänig die Befehle des gnädigen Herrn zu empfangen.

Frau Esoldt, die im „Rausch“ sich schon als meisterhafte Strindberg-Darstellerin bewährte, brachte alle Nuancen in dem komplizierten Krankheits- und Charakterbilde mit wunderbarer intuitiver Phantasie zur Anschauung. Eine ganz glänzende, bis zum Schlusse sich stetig steigende Leistung war auch der Jean des Herrn W a g m a n n. Er löste ein, was sein „Baron“ in Gorkis „Nachtschl“ versprochen. Erst herrschte Schweigen, als der Vorhang fiel, dann brach kurz und laut der Beifall aus. Das Theater wird das Stück, das in Berlin erst einmal in der Freien Bühne gespielt wurde, auch jetzt wohl schwerlich erobern. Dazu sind die Szenen zu peinlich-grell und nervenfolternd. —

Humoristisches.

— In der Kunstausstellung. Fremder (vor einem Stillleben aus Wurst und Schinken): „Scheußlich!“
 Der Maler des Bildes: „Oh, scheint ein Vegetarier zu sein!“ —

— Der Apotheker zu Hause. Junge Frau: „Hier habe ich ein Paket Briefe mit guten Ratschlägen von meiner lieben Mama; wo bewahre ich sie wohl am besten auf?“
 Mann: „Gieb sie mir, ich werde sie sofort in den Giftschrank legen.“ —

— Entrüftet. Cohn (im Automobil, das nicht vom Fled geht): „Sold“ meschuggenes Gestell! Stinkt, aber rührt sich nicht! Da hätt' ich mer für billigeres Geld a alten Käse laufen sollen!“ —
 („Lustige Blätter.“)

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 15. Mai.